

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Micha 4,1-5 gehalten am 09.11.2008 in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Liebe Gemeinde,

der drittletzte Sonntag des Kirchenjahres fällt in diesem Jahr auf den 9. November, und das ist bekanntlich das vielleicht schillerndste Datum der deutschen Geschichte überhaupt.

Da ist zum einen die belastende Erinnerung an den 9. November 1938, an dem die so genannte „Reichskristallnacht“ stattfand, diese Nacht, in der die Schergen des Dritten Reiches Synagogen in Brand setzten, jüdische Geschäfte zerstörten und ihre Inhaber sowie überhaupt alle Juden, derer sie habhaft werden konnten, wie Freiwild behandelten. 70 Jahre ist dies nun her.

Auf der anderen Seite steht der 9. November 1989: heute vor 19 Jahren öffnete sich die deutsch-deutsche Grenze unter dem Druck der Friedensbewegung in der DDR. Zuerst nur ganz kurz, aber hier war eine Entwicklung in Gang gesetzt, die sich nicht mehr zurückhalten ließ, die vielmehr das Ende der DDR einläutete und ein neues, von vielen gar nicht mehr für möglich gehaltenes Kapitel der deutschen Geschichte eröffnete.

Nun sollte dieser 9. November 1989 den 9. November 1938 nicht euphorisch übertünchen. Lassen Sie uns am heutigen 9. November 2008 beider Tage gedenken und überlegen, was sie für uns hier und jetzt bedeuten.

Dabei wollen wir uns der sogenannten „Ökumenischen Friedensdekade“ anschließen: alljährlich findet sie während der 10 Tage vor dem Buß- und Bettag statt, und da dieser im Jahre 2008 auf den 19. November fällt, beginnt die Dekade ebenfalls heute! Ins Zentrum unserer Gedanken möchte ich einen Bibeltext stellen, der sozusagen das Rückgrat der Dekade bildet: er findet sich im Buch des Propheten **Micha, Kapitel 4, die Verse 1-5:**

In den letzten Tagen aber wird der Berg, darauf des HERRN Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über die Hügel erhaben. Und die Völker werden herzulaufen, und viele Heiden werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns hinauf zum Berge des HERRN gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir in seinen Pfaden wandeln! Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem.

Er wird unter den Völkern richten und viele Heiden zurechtweisen in fernen Landen. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.

Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken. Denn der Mund des HERRN Zebaoth hat's geredet.

Ein jedes Volk wandelt im Namen seines Gottes, aber wir wandeln im Namen des HERRN, unseres Gottes, immer und ewiglich!

Liebe Gemeinde,

diese Worte des Propheten Micha, die in ganz ähnlicher Form übrigens auch vom Propheten Jesaja, Kapitel 2 überliefert werden, sie gehören zu den gewaltigsten und schönsten Visionen der Bibel. Aber gerade deshalb waren sie auch stets besonders umstritten. Wer Visionen hat, der gehört zum Arzt, hat bekanntlich Helmut Schmidt, der bis heute so rührige Altkanzler der Bundesrepublik einmal gesagt. Visionen sind das Eine, Realpolitik ist das Andere. „Schwerter zu Pflugscharen“ – das klingt wunderbar, aber mit der Umsetzbarkeit ist das so eine Sache: es müssen schon alle mitmachen, damit der gewünschte Effekt erzielt wird! Und hier liegt das Problem: diese Gemeinsamkeit ist gar nicht so leicht zu bewerkstelligen!

So Mancher misst da mit zweierlei Maß: vielleicht wissen Sie von der Skulptur vor dem Hauptgebäude der Vereinten Nationen in New York: dort ist ein Mann dargestellt, der das tut: ein Schwert zu einer Pflugschar umzuschmieden. Diese Skulptur ist ein Geschenk ausgerechnet der früheren Sowjetunion an die UNO! Eigentlich ja beeindruckend, wie sich hier ein erklärtermaßen atheistischer Staat eines biblischen Motivs bedient, um der Weltgemeinschaft ein Geschenk zu machen.

Aber als es Anfang der 80er Jahre dann in der DDR, also im Machtbereich eben jener Sowjetunion, damit losging, dass junge Christen genau dieses Symbol – „Schwerter zu Pflugscharen“ – auf ihre Jacken nähten und damit den Appell an ihre eigene Regierung richteten, da reagierte diese äußerst empfindlich und verbot das öffentliche Tragen desselben Symbols, das der eigene „große Bruder“ Sowjetunion doch der UNO gerade zugeeignet hatte! Merke: wenn 2 das Gleiche tun, ist es halt noch lange nicht Dasselbe...

Hier im Westen wurde zwar nichts verboten, aber beliebt war das Symbol auch längst nicht überall, jedenfalls sofern damit der Aufruf nach einseitiger Abrüstung einherging. Und in der Tat ist das ja auch nicht so einfach: wie gesagt – es müssen schon alle mitmachen, damit die Vision tatsächlich in Erfüllung gehen kann.

So stehen wir mit diesem Symbol und seiner Botschaft in einem Dilemma: einerseits ein tolles, wunderbares Bild, andererseits eben doch nicht so einfach kompatibel mit der Realität – oder? Ich möchte versuchen, diesen Fragen nachzugehen, und dazu tut es in der Tat gut, das Bild vom Umschmieden der Waffen zu Werkzeugen in seinem biblischen Zusammenhang wahrzunehmen.

Und da steht nun gleich zu Anfang etwas, das kann man als total desillusionierend empfinden: „**In den letzten Tagen...**“ Der Prophet redet also nicht etwa von seiner Gegenwart, wenn er seine Vision entfaltet. Er ist sich der Differenz zwischen Gegenwart und Zukunft wohl bewusst. Er entwirft seine Vision gerade im Widerspruch zur Gegenwart, die durch Gewalt und Ungerechtigkeit geprägt ist. Und interessanterweise entwirft er sie dabei nicht etwa in Gestalt des Imperativs. Er ruft die Leute nicht einfach auf, ihre Schwerter zu Pflugscharen umzuschmieden. Sondern er beginnt mit etwas ganz Anderem:

In den letzten Tagen aber wird der Berg, darauf des HERRN Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über die Hügel erhaben. Der Prophet beginnt mit einer geradezu geographischen Betrachtung über den Berg Zion und damit der Stadt Jerusalem. Wobei: ich las kürzlich etwas, das in diesem Zusammenhang erstaunlich und von großer Wichtigkeit ist: der Zion ist mitnichten der höchste Berg im Großraum der Stadt Jerusalem. Das heißt: schon hier reproduziert der Prophet nicht einfach die äußeren Gegebenheiten. Schon seine Schau des Zion als des höchsten Bergs der ganzen Gegend ist – Vision! Und diese kann ich nur so verstehen: gerade der Zion, der nicht der höchste aller Berge ist, gerade der Gott des Volkes Israel, das nun wirklich nicht das bedeutendste aller Völker ist, gerade das Kleine und für sich genommen Unscheinbare ist es, das letzten Endes groß da stehen soll. Und dass wir uns jetzt recht verstehen: „groß da stehen“ ist hier eben nicht so gemeint, als sollte nun das bislang Kleine, Unscheinbare endlich **gegen** alles bislang Größere und Bedeutendere größer und bedeutender gemacht werden. Nein, eher so: die Völker werden endlich Schluss machen mit ihren ewigen Hahnenkämpfen, wo sich eines gegen das andere erhebt und Machtansprüche anmeldet. Gemeinsam ziehen sie zum Zion. Und das heißt: nichts weniger als eine Umwertung aller geläufigen Formen von Macht ist es, die hier angesagt wird.

Diese Umwertung freilich, die wird ihren Ausgang nicht einfach am guten Willen der Menschen nehmen und allein darauf beruhen. Vielmehr heißt es: **Von Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem.** Der Ursprung dessen, was Micha in seiner Vision schaut, liegt damit in Gott und nirgendwo anders. Nicht als hätten wir Menschen nicht auch immer wieder gute Ideen und einen ehrlichen Willen zum Frieden. Aber allzu oft mischen sich darunter eben doch auch andere Ideen und der Wille, der hauptsächlich an sich selber orientiert ist. Damit eine

solche Vision wie die des Micha Wirklichkeit werden kann, bedarf es Gottes selbst; gerade hierin ist das, was Micha schreibt, durch und durch nüchtern und realistisch; gerade weil er klar und eindeutig Gott als den Ursprung der Völkerwallfahrt zum Zion benennt, sollten wir seine Vision eben nicht als irregeleitet oder gar krankhaft abtun!

Aber nun regt sich vielleicht Widerspruch in uns: mit solchen Erwägungen, wie ich sie gerade geäußert habe, kann man so eine Vision ja auch ganz schnell lahm legen, „einfrieren“ sozusagen, nicht wahr? „**In den letzten Tagen...**“ – das klingt doch ziemlich nach dem berühmten Sankt-Nimmerleins-Tag, und wenn Gott der Ursprung dieser neuen Welt ist, die Micha beschreibt, dann erscheinen sämtliche menschliche Energien im selben Sinne als völlig wirkungslos, als verlorene Liebesmüh und damit als erledigt, oder? Wen will man schon mit einer Vision hinter dem Ofen hervorlocken, deren Realisierung nicht Menschen, sondern Gott zukommt? –

Liebe Gemeinde, das ist schon eine hohe Kunst: der gute, richtige Umgang mit einer Vision. Man kann dabei, wenn Sie mir das Bild gestatten, so schnell auf einer Seite vom Pferd herunterfallen: entweder wir verlagern die Triebkraft für unsere Vision auf unsere menschliche Energie. Dann machen wir uns ans Werk, werden unheimlich aktiv und powern richtig los – um bald höchst ernüchtert festzustellen: so richtig von Grund auf verändern können wir diese Welt auch beim besten Willen leider nicht! Es ist nicht ohne Grund so, dass die Bilder, die die Bibel bereithält, um Gottes ewiges Reich zu beschreiben, ganz dezidiert so beschaffen sind, dass wir Menschen sie gar nicht herstellen können: da grast der Wolf neben dem Schaf; das Kind spielt mit der Giftschlange; der Löwe frisst Stroh wie die Rinder – alles nachzulesen bei Jesaja im 11. Kapitel. Na da bitt' ich Sie: nun lösen Sie diese Verheißung mal durch menschliches Verhalten ein! Da werden Sie nicht weit kommen, so sehr Sie sich auch anstrengen! Dafür braucht es nicht weniger als eine gänzlich neue Welt mit gänzlich neuen Regeln.

Aber was ist nun die Vorstellung solch einer gänzlich neuen, allein von Gott selbst herkommenden Welt wert? Wenn ich keinen Einfluss auf ihr Kommen nehmen kann, wird sie mich nicht wirklich packen, oder? Wir sitzen also in einem Dilemma: hektischer Aktionismus hier, schulterzuckender Fatalismus dort. Keine erstrebenswerte Alternative! Keines von beidem bringt uns weiter!

So mancher nimmt diese Situation zum Anlass, sich grundsätzlich von jeder Art von Vision zu verabschieden. Wie Helmut Schmidt eben schon sagte: wer Visionen hat, gehört zum Arzt. Demgegenüber wird dann gern geltend gemacht, man sei „realistisch-pragmatisch“.

Das klingt denn auch wirklich gut – aber ich frage mich doch: was ist dann die Triebfeder meines Handelns? Irgendetwas muss mir doch als lohnendes Ziel vor Augen stehen, wenn ich mich engagiere! Ich kann natürlich solche Ziele für mein Handeln definieren, die dermaßen bescheiden und eng gesteckt sind, dass sie nicht in den Verdacht der Vision geraten. Nehmen wir als Beispiel im kirchlichen Rahmen mal das Problem der Kirchenaustritte. Da wird es dann als Erfolg betrachtet, wenn in einem Jahr die Austrittsquote um ein paar Prozentpunkte zurückgegangen ist! Dass es immer noch mehr Aus- als Eintritte gibt, wird dann geflissentlich ausgeblendet. Das kommt mir so vor, wie wenn jemand aus Versehen den Zug nimmt, der in die Gegenrichtung des Ortes fährt, in den er eigentlich will. Er merkt das, geht nun innerhalb dieses Zuges vom ersten Waggon bis zum letzten – und ist der Meinung, er habe seinem Irrtum effektiv entgegengesteuert. Na toll!

Lange geben wir uns nicht mit solchen „Erfolgen“ zufrieden. So Mancher ist vor lauter nüchtern-pragmatischem Realismus am Ende zum totalen Zyniker geworden. Um sich alle Enttäuschungen mit zu hoch gesteckten Zielen zu ersparen und zugleich nicht allzu biedere kleine „Zielchen“ anzusteuern, hat er vollständig auf solche verzichtet und sich auf die Rolle des sarkastischen Kommentators verlegt.

Aber auch so wird niemand wirklich glücklich. Und gerade in diesen Tagen ist es ja mit Händen zu greifen, wie die Welt nach einer Vision geradezu lechzt: „You can do it!“ – tönt es da aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu uns herüber; ein Mann mit in der Tat bemerk-

kenswertem Charisma bringt in uns eine viel zu lange nicht mehr gespielte Saite zum Klingen und lässt uns neue Hoffnung schöpfen, es müsse vielleicht ja doch nicht alles immer so weitergehen, wie wir es kurz zuvor noch für unausweichlich gehalten hätten. Die Vision einer besseren Welt ist auf einmal wieder salonfähig geworden!

Gerade in einer solchen Situation jedoch gilt es nun, auf dem Rücken des Pferdes einen stabilen Sitz zu behalten: erkennen wir doch zunächst dankbar an: die ewigen Miesmacher, die Pessimisten und Schwarzseher haben Unrecht gehabt und sich als kleingeistig und kleingläubig erwiesen, wenn sie es für unmöglich erklärt haben, die Amerikaner könnten jemals einen Schwarzen zu ihrem Präsidenten wählen! Sie haben genauso Unrecht gehabt wie diejenigen, die eine ewige Feindschaft zwischen Evangelisch und Katholisch beschworen haben oder zwischen Deutschland und Frankreich. Da sind Frontstellungen überwunden worden, die so Mancher für ewig zementiert hielt.

Auf der anderen Seite: auch ein Barack Obama wird sich als Mensch aus Fleisch und Blut entpuppen. Als jemand, der auch Fehlentscheidungen treffen wird. Wir werden auch solche Erfahrungen mit ihm machen, die uns schwer enttäuschen werden. Natürlich wird er nicht den Himmel auf Erden schaffen und auch nicht die Völkerwallfahrt zum Zion in Gang setzen. Je höher wir ihn jetzt emporheben, desto höher könnte eines Tages auch die Fallhöhe für ihn sein.

Was also tun, um weder von der einen noch von der anderen Seite vom Pferd herunterzufallen? Ich möchte es so formulieren: die Vision vor dem inneren Auge haben und uns den Herausforderungen vor unserem äußeren Auge beherzt zuwenden. Oder: von Gott das Unmögliche erwarten und selber das Mögliche tun. Oder nochmal anders: angesichts der Grenzenlosigkeit Gottes im Rahmen meiner Begrenztheit menschenfeindliche Grenzen überwinden, wo immer dies nur geht.

Es ist ja gerade ein Irrtum, zu meinen, wer von Gott alles „**in den letzten Tagen**“ erwartet, der werde blind für die Herausforderungen in diesen Tagen. Im Gegenteil: was wir in der Zukunft von Gott erhoffen, das ragt gewissermaßen bereits in die Gegenwart hinein. Dafür steht der letzte Vers unseres Predigttextes gut: „**Ein jedes Volk wandelt im Namen seines Gottes, aber wir wandeln im Namen des HERRN, unseres Gottes, immer und ewig.**“

Nicht wahr, nach der großartigen Vision hätte der Prophet auch mit den Worten schließen können: „So wird Gott nun eines letzten Tages dies alles bewerkstelligen. Legen wir also die Hände in den Schoß und warten wir darauf!“ – Aber das wäre völlig unbiblisches Denken! Dieses sagt uns vielmehr – hier und anderswo: „So wird Gott nun eines letzten Tages dies alles bewerkstelligen. Also verhaltet euch schon heute so, als sei dieser letzte Tag bereits angebrochen!“ Was auch immer die anderen Völker tun werden: der Prophet verweist sein Volk an seinen Gott, von dem es alles erwarten darf, für den es aber auch genau deshalb schon jetzt alles tun soll. Von der Zukunft her, die wir nicht gestalten können, jetzt schon die Gegenwart gestalten, wo wir in der Tat enorme Potentiale haben – das ist die Devise.

Darf ich das mit folgendem Vergleich verdeutlichen: eine Frau, die schwanger ist, weiß, dass sie nun 9 Monate lang warten muss, bis die Entbindung ansteht. Sie kann sie nicht beschleunigen; dies wäre jedenfalls äußerst riskant. Aber diese bevorstehende Entbindung wird doch nun wahrlich nicht erst in 9 Monaten für die Frau wichtig! Ganz im Gegenteil: jeden einzelnen Tag bis dahin wird sie intensiv von diesem letzten Tag her in den Blick nehmen und entsprechend führen, wenn sie eine auch nur halbwegs verantwortliche Frau und werdende Mutter ist. Wie gesagt: die Zukunft ragt in die Gegenwart hinein und prägt diese ganz massiv mit – ohne dass sich dieser „letzte Tag“ deshalb in die Tage der Gegenwart hinein auflöst!

Wenn wir nun im Glauben an den Gott der Bibel davon ausgehen, dass er „**in den letzten Tagen**“ alles zurechtbringen und den Völkern seine besondere Weisung erteilen wird, die sie veranlassen wird, sich vom Kriegführen abzuwenden und stattdessen dem friedlichen Miteinander zuzuwenden – wenn wir davon ausgehen, dann gewinnt auch die Frage, wie wir uns heute zu Krieg und Frieden verhalten, einen neuen Horizont, um das Mindeste zu sagen. Wir werden dann

zwar leider noch nicht einfach in jedweder Situation jetzt das tun können, was für die letzten Tage prophezeit ist, aber wir werden auch nicht einfach so weitermachen können mit dem Kriegshandwerk, als wüssten wir nicht, was uns da am Ende der Zeiten bevorsteht. Dieser neue Horizont wird – leider! – noch nicht einfach jetzt schon den Krieg zum Verschwinden bringen! Aber er sollte bereits jetzt Energien und Kreativität freisetzen, dem Krieg entgegenzusteuern. Gerade weil wir wissen, dass seine Macht letztlich begrenzt ist, sollten wir ihn schon jetzt nicht für ein unabänderliches Schicksal halten, dem man nichts entgegensetzen könnte!

Liebe Gemeinde, wir gedenken heute des 9. Novembers 1938 und des 9. Novembers 1989. So unterschiedlich diese beiden Tage sind, so sehr sind wir doch bei beiden jeweils mit einer Regierung konfrontiert, die sich um biblische Visionen nicht scherte, die nicht Gott den Vorrang des Handelns einräumen wollte, sondern den Menschen zum alleinigen und eigenständigen Akteur erklärte. Das ist unserem Land nicht gut bekommen. Einmal wurde es in Schutt und Asche gelegt und hat seinerseits vielen Millionen Menschen anderer Völker unendliches Leid zugefügt. Das andere Mal wurde äußerlich nicht soviel zerstört, aber der Staat entpuppte sich als ein einziges riesiges Instrument der Repression, das viele Menschen an einer freien Lebensentfaltung hinderte und nicht wenige unter ihnen dauerhaft innerlich kaputt machte. Und es dürfte kein Zufall sein, dass dieser Staat 1989 ausgerechnet an einer Bewegung scheiterte, die das Wort des von ihm stets verneinten und unterdrückten Gottes in den Blickpunkt rückte. Er, dessen Weisung in den letzten Tagen alles, restlos alles neu machen wird, ragt eben auch schon in unsere Gegenwart hinein und vermag bereits dort so Manches neu zu machen – so Manches, ich meine: vermutlich mehr, als wir uns meist träumen lassen. Wenn unser Gedenken am 9. November dazu führt, dass wir uns das bewusst machen, dann hat es seinen Zweck erfüllt. Amen.